

Zum Applause drängt, am Applause hängt doch alles

Jeder New-York-Besucher findet in seinem Reiseführer den eindringlichen Rat, das weltberühmte Apollo in Harlem zu besuchen. Das Theater hat in seiner langen Geschichte Blues-Legenden wie Ella Fitzgerald, B.B. King oder Duke Ellington zu Gast gehabt. James Brown oder Diane Warwick haben hier angefangen. Nach einer aufwendigen Renovierung in den achtziger Jahren erstrahlt das Apollo in neuem Glanz und versucht, mit der „Amateur Night“ an alte Zeiten anzuknüpfen. Die Show ist ein Gesamtkunstwerk aus den Darbietungen auf der Bühne und der Reaktion des Publikums.

Elizabeth muss es richten. Bridgette war nicht schlecht, aber irgendwie sprang der Funke nicht über. Das Publikum, das der professionelle Sänger des Hauses so schön angeheizt hatte, ist schon wieder merklich abgekühlt. Energisch stürmt Elizabeth die Bühne. Sie greift entschlossen das Mikrofon und röhrt los: „What you want, Baby I got ...“ Das Publikum jöhlt.

Es kommt nicht oft vor, dass eine Touristenattraktion hält, was alle Reiseführer großspurig versprechen. Das Apollo Theater im Hezen Harlems tut es. Obwohl die eigene Geschichte erdrückend scheint: Ella Fitzgerald, Duke Ellington, B.B. King, sie alle haben schon im Apollo gespielt. „Where Stars are Born and Legends are Made“, lobt sich das Theater selbst.

Um diesem Ruf auch weiterhin gerecht zu werden, veranstaltet das Apollo jeden Mittwoch die „Amateur Night“. Wer glaubt, dass sein Talent ausreicht, um vor 1400 Menschen auf der Bühne zu stehen, kann es versuchen. Die Spielregeln sind einfach: Fühlt sich das Publikum gut unterhalten, klatscht es freudig bis enthusiastisch mit. Wer langweilt oder nervt, wird gnadenlos ausgebuht und von einem clownesken „Vollstrecker“ von der Bühne getrieben. Aus allen, die ihren Vortrag zu Ende bringen durften, wählt das Publikum am Ende die Königin oder den König des Abends. Ehemalige Sieger sind zum Beispiel James Brown oder Diane Warwick.

Schon eine Stunde vor Beginn ist vor dem Theater die Hölle los. Polizeiabsperungen vor dem Eingang sollen den Zuschauerfluss anscheinend regeln, bringen ihn aber nur beinahe zum Erliegen. Vor den Kassen herrscht Chaos. Auch innen bleibt einem nichts anderes übrig, als sich von der Menschenmasse zu seinem Platz treiben zu lassen. Man kommt gar nicht dazu, die imposante Innenausstattung zu bewundern: Das Apollo ist schließlich nicht die kleine schummrige Blueskneipe, die man sich nach den vielen Legenden vielleicht vorstellt. Es ist ein richtiges Theater mit roter Samtverkleidung, Balkonen, Spiegelwänden und Kronleuchtern.

Doch von heimeliger Theateratmosphäre keine

Spur: Rap-Musik dröhnt aus den Boxen, Lichtproben zucken durch den Saal, das Publikum tanzt in den Gängen. Die Zuschauer sind überwiegend Afroamerikaner, die weißen Touristen und die unvermeidliche Busladung Japaner eindeutig in der Minderheit. In den Logen sitzen die Paten von Harlem mit ihren Bodyguards oder die stolzen Eltern der mutigen Protagonisten.

Zu Beginn des Abends erscheint Joe auf der Bühne und zieht seine Show ab. Angetrieben von der Hausband röhrt er sich durch ein Medley von Blues- und Soulklassikern und animiert das frenetische Publikum zum Klatschen, Singen, Jubeln. Nachdem er mit sechs Zuschauern auf der Bühne auch noch einen Tanzwettbewerb bestritten hat, gleicht die Stimmung im Saal einem Kindergeburtstag. Das Personal des Apollo hat seine Schuldigkeit getan, jetzt sind die Amateure auf sich allein gestellt.

Nachdem Elizabeth das Publikum wieder in Fahrt gebracht hat, wird es ruhiger. Rudy aus South Carolina begibt sich ans Klavier und setzt zu einer Ballade an. Sein Gesang ist schrecklich, aber Rudy hat vorgesorgt: Er lässt sich von seinem kleinen Bruder Patrick am Schlagzeug begleiten, und der Junge ist so niedlich, dass sich niemand traut, die beiden auszubuhnen.

Bei der nächsten Nummer entsteht gar nicht erst das Verlangen zu buhen. Eine zehnköpfige Kinderschar namens „As If“ tollt auf die Bühne und liefert zu verschiedenen Rap-Melodien eine lebhaft choreographierte Show ab. Sie tanzen und hopsen so synchron wie möglich fröhlich durcheinander, und als sie nach zehn Minuten im Gänsemarsch von der Bühne wackeln, wird der Applaus zum Orkan.

Da haben es die nachfolgenden Akteure natürlich schwer. Aber die Mehrzahl von ihnen singt sich derartig sitmmgewaltig durch verschiedene Soulballaden, dass für sie noch ausreichend Beifall übrigbleibt.

Zwischen den Auftritten der Amateure betritt Jimique die Bühne. Er ist der Moderator der Show und versteht es mit seiner umwerfend komischen Mimik immer wieder, auch verunglückte Darbietungen im Nachhinein sympatisch

wirken zu lassen. Das Publikum nimmt jedes seiner Bonmots fröhlich glucksend auf. So bemerkt man gar nicht, dass auch der Profi Jimique mit einem Problem zu kämpfen hat.

Die Show wird nämlich von Coca-Cola gesponsert, und dafür möchte die Firma auch gebührend vertreten sein. Da genügt es offenbar nicht, dass hoch über der Bühne der Schriftzug der Limonade leuchtet. Die Band intoniert zu Ehren des Geldgebers auch noch dessen Werbemelodie, und Jimique muss sich immer wieder etwas einfallen lassen, um einem den Mund wässrig zu machen. In die Pause entlässt er das Publikum mit den Worten: „Wir unterbrechen jetzt für eine Viertelstunde, um eine Cola zu genießen.“

Rausschmeißen ist an diesem Abend anscheinend nicht vorgesehen. Selbst skurille Akteure dürfen ihren Vortrag trotz tosender Pfiffe und Buhrufe wacker zu Ende quäken.

Für die Rolle des Gescheiterten ist ein Profi zuständig. In der ersten Hälfte der Show kommt er unter dem Namen Darryl Rosemond auf die Bühne und beginnt sofort, das Publikum mit obszönen Witzen zu provozieren. Offenbar kann er seinen Rausschmiss kaum erwarten. Zwei Minuten und zwei dumme Witze später tut ihm

der Clown unter dem Beifall des Saals den Gefallen.

In der zweiten Hälfte tritt ein Romonta Allen auf, der dem Witzemacher erstaunlich ähnlich sieht. Und tatsächlich: Während seines Gesangsvortrages wird er auf einmal ausfällig, das Publikum beginnt zu buhen und der Clown schmeißt ihn von der Bühne. Show Marke USA, nichts ist wirklich dem Zufall überlassen.

Die Auswahl des Siegers ist gnadenlos. Alle Kandidaten kommen noch einmal auf die Bühne und werden einzeln beklatscht. Wer den lautesten Applaus bekommt, gewinnt. Die Tänzer von „As If“ stehen sofort zweifelsfrei als Erste fest. Rudy wird von seinem kleinen Bruder auch noch zum zweiten Platz verholten. Elizabeth verliert die Kampf abstimmung um Platz drei und wird am Ende seltsamerweise Fünfte.

Ein neuer James Brown ist an diesem Abend wohl nicht entdeckt worden, ebensowenig wie in vielen anderen Amateur Nights. Aber alle Akteure – genauso wie die Zuschauer – dürfen sich für eine kurze Zeit als Erben einer Musik fühlen, deren Weiterleben nur von ihnen abhängt: Blues, Jazz, Spirituals bis hin zu Reggae und Rap.

Thorsten Schierhorn